

Auf den Spuren eines römischen Gutshofes

Autor(en): **Brunner, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **228 (1949)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375375>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Römischer Guthof mit Herrenitz und Nebengebäuden Schulwandbild aus dem Verlag E. Ingold & Co. Herzogenbuchsee)

Auf den Spuren eines römischen Guthofes

Von Hans Brunner, Goldach (Bilder vom Verfasser)

Wer im Sommer des Jahres 1946 auf beschaulichem Spaziergang etwa die schönen Waldwege des Klosterwaldes zwischen Bollingen und Wagen am oberen Zürichsee einschlug, mag plötzlich vor einem ungewohnten Treiben stehen geblieben sein: Junge Leute, etwa 20 an der Zahl, graben in einer stillen Waldlichtung mit Pickel und Schaufel. Bereits wölbt sich ein mächtiger Berg von Aushub neben den Grabungsstellen. Messstangen, Nivellierinstrumente, Photoapparate, Pläne in allen Größen geben dem merkwürdigen Schauspiel ein gelehrtes Aussehen. Dort sitzt auf einem Baumstrunk ein Zeichner, gar ein Maler, und dreht farbige, unscheinbare Mörtelstücke in den Fingern, um sie naturgetreu auf sein Millimeterpapier zu bringen. Erstaunt steht der ahnungslose Spaziergänger still und fragt sich, was wohl der Sinn und Zweck dieses Treibens sei. Er tritt näher und erfährt: hier graben Studenten unter fachkundiger Leitung einen römischen Guthof aus.

Wer hätte gerade hier, wo sich seit Jahrhunderten schöner Mischwald dehnt, eine solche uralte Anlage vermutet? Es ist die Spürnase, der sinnende Geist und das beobachtende Auge des Heimatforschers, der auf seinen einsamen Gängen über Land auf winzige, von

andern nicht beachtete Spuren stößt: bemooste Ziegelbrocken, ein unscheinbarer Tonserben veranlassen ihn, ein wenig zu grübeln mit dem Spazierstock. Der merkwürdige Flurname Salet, der nicht deutsch sein kann, macht ihn stutzig. Eine alte Sage, vielleicht noch etwas Gespensterspuk, der mit diesem idyllischen Winkel verbunden ist, erweckt sein Interesse. Schon ist der unwiderstehliche Forschungstrieb erwacht und läßt nicht mehr los. Das Rätsel steht geheimnisvoll vor ihm, es will gelüftet sein. Bald kommt er wieder, mit größerem Werkzeug vielleicht und stößt nach kurzer Zeit auf alte Gemäuer, das ihm urplötzlich das Geheimnis preisgibt: hier war einmal etwas anderes als bloßer Wald.

So ungefähr ist es dem Kaltbrunner Sekundarlehrer Jakob Grüninger, der schon so viel getan und geforscht hat für unsere engere Heimat, ergangen. So wird es etwa zugegangen sein bei vielen andern großen und kleinen Entdeckungen im Garten unserer Vorgeschichte. Zufall nennt man das auch gelegentlich. Wohl mag der Zufall mehr oder weniger seine tückische Hand im Spiele haben. Was bedeutet er aber, wenn nicht der denkende Mensch nachhilft und ihn zum sinnvollen Bild gestaltet? Lassen Sie mich, lieber Leser, darum auch zuerst den



Die Ausgräber an der Arbeit

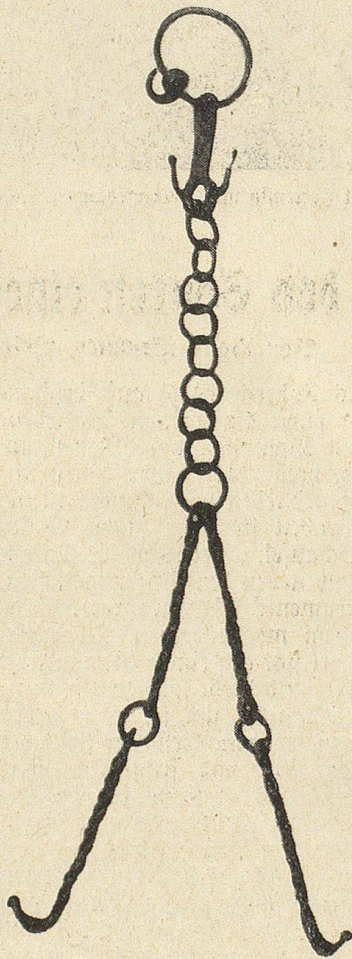
äußeren Rahmen schaffen und etwas sagen von römischen Gutshöfen im allgemeinen und ihrer Bedeutung in unserem Land, als die Römer da waren.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung etwa wurden die Römer endgültig Herren im ganzen Gebiet bis an den Rhein und Bodensee. Ihre Legionen hatten unter Julius Cäsar die Helvetier unterworfen. Auch die Näter, die wilden Bewohner der Bündner Täler und des Rheintals bis zum Bodensee, mußten sich ihrer Herrschaft beugen. Vier lange Jahrhunderte stand unser Land unter dem Einfluß der hochentwickelten römischen Kultur. Wer müßte nichts von den großen Militärlagern von Vindonissa am Zusammenfluß von Aare, Reuß und Simmat, von Augst bei Basel? Wer hätte nie gehört von den römischen Straßenbauten, die unser Land mit einem dichten und gut ausgebauten Netz durchzogen? Eine solche Straße hat auch hier vorbeigeführt, von Turicum (Zürich) her über Kempraten bei Rapperswil, dessen Dorfsiedelung man heute in großen Zügen kennt. Sie zog sich weiter zum Balensee, um über den Kerenzenberg Guria (Chur) zu erreichen. An diesen Straßen entstanden die geschlossenen Siedelungen, Marktflecken und Kastelle, während die einzelnen Höfe abseits der Landstraße auf Bodenerhebungen in der freien Ebene, auf Anhöhen, an Bergabhängen oder Terrassenrändern entstanden. Die Rücksicht auf schöne, sonnige Lage und die Nähe frischen Quellwassers bestimmte die Lage einer solchen Villa. Neben prunkvollen Herrensitzen sind es Bauernhöfe verschiedenen Ausmaßes, die sich über das ganze Land ausbreiteten. Sie sind auch in der Ostschweiz bereits in ziemlicher Anzahl einwandfrei festgestellt, oft aber nicht mit der wünschbaren Sorgfalt ausgegraben worden. Dabei kam leider oft die Feststellung der baulichen Eigenart zu kurz. Ein solcher Gutshof bestand meist aus dem rechteckigen Hauptgebäude mit beidseitig angegliederten, vorstehenden Eckgebäuden und einem niedrigen Laubengang mit Säulen

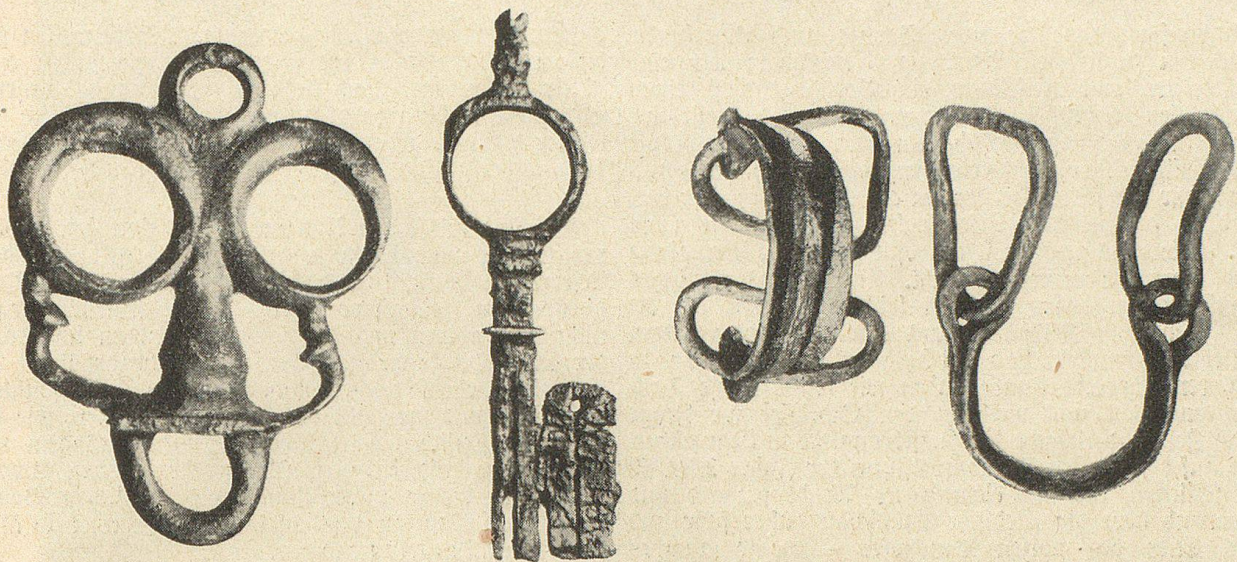
an der Frontseite. Abseits vom Haupttrakt finden sich in verschiedener Zahl die Nebengebäude, die wohl als Wohnräume für Knechte und Mägde, andere als Scheunen und Ställe anzusprechen sind. Das Hauptgebäude ist in verschiedene Räume unterteilt, die sich an die Innenseite der Mauern anlehnen, so daß in der Mitte ein offener Zentralraum frei bleibt. Die Fußböden bestanden in den besseren Zimmern aus Mosaik, der oft ornamental oder figürlich geziert war. Reiche Verzierung zeigen oft die Wände. Neuartig war die starke Konstruktion der Dächer, die mit ihren großen, schweren Leistenziegeln auch dem Schneedruck standzuhalten vermochten. Die Römer haben auch als erste beim Mauerbau den Mörtel verwendet, der ihren Vorläufern noch fremd war. Der ganze Hof mit dem Herrenhaus und den Nebengebäuden war nach südlicher

Art von einer starken Mauer umgeben.

So viel in gedrängten Zügen zur römischen Besiedelung im ersten nachchristlichen Jahrhundert. Kehren wir nun zurück in den stillen Klosterwald bei Wagen. Wenn ich nun erzählen soll von den dortigen Grabungen, muß ich meinen Lesern eine Enttäuschung bereiten: wir haben dort erst ein Nebengebäude ausgegraben. Ich kann Ihnen noch nichts sagen vom Herrenhaus und der Anlage des ganzen Hofes. Sie liegen noch wohlverwahrt tief unter der schützenden Erdhülle. Wo aber immer, der Neugier nachgebend mittels Sondiergräben weiter gesucht wurde, stießen die Ausgräber sofort auf klare Mauerzüge, die uns im Umriß den Umfang des Hauptgebäudes erkennen lassen. Auch weitere Nebengebäude wurden einwandfrei festgestellt. Es liegt etwas wie weihnachtliche Vorfreude in diesem Barten und Sich-



Eiserne Kesselfette



Von links nach rechts: Kunstvoller Leitseilring aus Bronze. Römischer Schlüssel. Eisene Bestandteile eines Pferdegeschirrs

gedulden, das zum verantwortungsbewußten Forscher gehört, der den Zeitpunkt erseht, wo alle äußeren Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, um auch hinter diese Rätsel und Geheimnisse zu kommen und den letzten Schleier zu lüften. So beschränke ich mich denn wohl oder übel auf das ausgegrabene und genau untersuchte Gebäude II, das uns allerdings in seiner Mannigfaltigkeit und seinem reichen Fundmaterial ein verheißungsvoller Anfang zu sein scheint.

„Gallo-römischer Tempelbezirk“ lautete die Diagnose der Sachleute, als die ersten Sondierungen stattgefunden hatten. Die nach den heutigen Methoden der Wissenschaft unter Leitung des Basler Prähistorikers Prof. Dr. Laur-Belart in aller Sorgfalt vorgenommene Ausgrabung hat uns nun aber nicht einen heidnischen Tempel schauen lassen. Aber dafür ist schon recht bald ein Profanbau zutage getreten, der mit jedem Grabungstag neue Überraschungen bereit hatte. Das Haus steht in gleicher Flucht mit der Villa auf einer kleinen Terrasse mit schönem Ausblick auf die Ebene und die gegenüberliegenden Höhenzüge. Der Hang ist wasserreich und gute Quellen entspringen dem Boden. Eine davon zeigt heute noch die Fassung in römischen Hohlziegeln. Das westliche Gebäude nächst dem Waldsträßchen ist noch deutlich erkennbar, aber völlig ausgeraubt. Seine Mauersteine wurden weggeschafft und sind wohl zum Häuserbau im benachbarten Dörflein Wagen verwendet worden. Unser Grabungsobjekt aber war sozusagen unberührt. Es ist ein rechteckiger Bau von 7,55:9,80 Meter. Er ist eingeteilt in einen unterkellerten Hauptraum von fast quadratischer Form und einen östlichen Vorraum. Die Mauern sind direkt auf den Sandsteinfelsen aufgesetzt, der vorher nivelliert wurde. Sie sind sozusagen in der ganzen Kellerhöhe erhalten. Das Mauerwerk ist sorgfältig und exakt gefügt und mit Mauerfugen versehen. Die Ecken sind durch Läufer und Binder verstärkt. Die Dicke der Mauer schwankt zwischen 60 bis 80 Zentimeter. In der Mitte der Nordwand befindet sich ein 1,52 Meter breites Tor, dessen Seitenwände aus besonders starken

Quadern bestehen. War auch die Wölbung nicht mehr vorhanden, so konnte sie doch deutlich erkannt werden an den schräg zugehauenen Keilsteinen aus Tuff und Sandstein. In der Süd- und Westwand ist je ein Kellerfenster eingelassen, die sich nach außen schlitzenartig verengen und außen nur noch 20 Zentimeter breit sind. Die Fensterbänke fallen nach innen schräg ab. Die Mauern waren innen verputzt. Auch auf der Außenseite sind noch Spuren eines Verputzes erkennbar. Der Kellerraum barg das gesamte Material des eingestürzten Hauses: Die dicke Brandschicht auf dem Boden zeigt, daß der Keller gebrannt haben muß, so daß in der Folge der hölzerne Oberbau nachstürzte. Im Schutt des Kellers ist darum auch der bemalte Wandverputz der oberen Räume sehr häufig. Er wurde sorgfältig gesammelt und in seiner Fundlage genau registriert, um eine nachträgliche Rekonstruktion der Bemalung zu ermöglichen. Auf gelbem, grauem oder weißem Verputz sind rote Streifen, Bänder und Punkte aufgemalt. Doch fanden sich auch Ornamente, wie Rosetten, Voluten, Blätter und hängende Kränze. Aus der Verschiedenartigkeit dieser Verzierungen kann man schließen, daß der Oberbau aus mindestens zwei Räumen bestand. Viele Verputzstücke haben auf der Rückseite wagrechte und senkrechte Abdrücke von Holzlatten und Kuten-geflecht. Also war der Oberbau aus Holz und Flechtwerk. Alle diese Einzelheiten wurden mit einer Sorgfalt festgestellt, die wohl manchen unbeteiligten Zuschauer – es hatte deren täglich Dutzende – zu einem mitleidigen Sächeln bewegen haben mag. Besonders zerbrechliche, feuchte Stücke wurden auf dem Platz naturgetreu gezeichnet und gemalt oder gar eingegipst, um sie vor Verderb zu schützen. Als wir erst auf ein Stück stießen, das eine eingekritzelt lateinische Inschrift enthielt, war die Freude groß. In einer Kellerecke stießen wir auf ganze Nester von schwarzen Hirsekörnern in sehr gutem Zustand. Ihre Art konnte heute noch – nach wohl 1700 Jahren! – einwandfrei bestimmt werden. Besonders reizvoll wurde die Arbeit durch die ziem-

lich häufig zutage tretenden Bronze- und Eisenfunde. Aus den zahlreichen Werkzeugen erwähnen wir eine Eimerkette, eine Kesseltette, ein Vorhängeschloß, einen kunstvollen Schlüssel, Pferdetransen und Zeitschlingen. Der Umstand, daß Toppfcherben oder gar ganze Töpfe fast völlig fehlten, läßt erkennen, daß das Gebäude unmittelbar vor seiner Zerstörung als Werkstoffs oder dergleichen gedient hat. Ursprünglich aber wird es wohl ein Wohnhaus gewesen sein, wofür die schöne Bemalung des oberen Stockwerks spricht. Ein schönes römisches Tonlämpchen, dessen Ausguß leicht beschädigt ist, die Scherben einer Reibschüssel und eines Bechers aus dem beliebten Lavezstein sind ins 3. Jahrhundert n. Chr. zu datieren. Spätere Funde haben wir keine. Diese Beobachtung gibt uns vielleicht den Schlüssel zur Frage nach Zeit und Ursache der Zerstörung. Was liegt näher, als auf den großen Alemannensturm der Jahre 259/260 zu schließen, der mit elementarer Wucht sengend und brennend über die friedliche Landschaft daher fuhr und das Ende des stolzen Gutshofes - wie so manches

andern in unserem Land - bedeutete? Noch wollen wir diese und manche andere interessante Frage nicht endgültig entscheiden. Noch liegt ja der Hauptteil unseres Gutshofes wohlverwahrt in der Erde. Wann dürfen wir wieder dahinter gehen, auch diese Geheimnisse zu lüften, die uns der gütige Schoß der Erde vorerst noch verhüllt?

*

Wir sind mit dieser Ausgrabung in eine Zeit zurückversetzt, die noch kaum irgendwelche schriftlichen Überlieferungen kennt. Und doch haben wir das von Menschenhänden geschaffene Werk. Unsere Quellen liegen nicht in Archiven und Bibliotheken, sondern im Schoß der Erde. Ob sie da nicht ebenso gut verwahrt sind? Ob sie nicht ebenso untrügliche Dokumente menschlichen Schaffens und menschlichen Erlebens darstellen, wie die oft so persönlichen schriftlichen Urkunden? Indem wir den kleinen und kleinsten Resten menschlichen Lebens nachgehen, die so unverfälscht im heimatlichen Boden liegen, versuchen wir uns ein immer klareres Bild älterer Heimatkultur zu machen.

Militärdienst Erinnerungen vom Soldat Näf

Die nachfolgenden Kurzgeschichten und Witze sind aus der Sammlung „Soldatens Hof“ von Jakob Hartmann (Chemiseger Bodemaa), Kefwil, dem Appenzeller Kalender zum Abdruck überlassen worden.

Trotzdem beide Glazen hatten, lagen sich Näf und der Feldweibel beständig in den Haaren. Der Feldweibel war ein bornierter Schulmeister und mochte Näf seiner trägen Witze wegen nicht ausstehen. Eines Abends saßen wir gemütlich im „Köpfli“ in Seewen-Schwyz. Da klagte Feldweibel Moser vor der ganzen Tischrunde über heftige Kopfschmerzen, über nächtliche Fieber und Brennen der Kopfhaut. Diese Erklärung paßte Näf wie eine Patrone in den Gewehrlauf, und er eröffnete das Feuer: „Ghöörst du, Moser! - I chönnt deer jetzt ebe säge, was das wäär! - Du hesh weleweg au scho i de Zitig gglese: Selbstentzündung von Heu!“

Eines Morgens vor Tagesanbruch mußte unsere Kompagnie ausrücken. Es war der Tag der denkwürdigen Schlacht am Hasenberg ob Bremgarten im Aargau. Unser Ausbruch geschah in aller Eile, und es begab sich, daß Kamerad Näf einen Wisch Stroh zwischen Tornister und Bluse eingeklemmt davontrug. Ein junger Leutnant gewahrte den Zauber und rief: „He, Näf! - Ihr schleißid jo 's ganz Kantonement fort!“ De Näf häd gment: „I werd woll no tööre my Bett sonne!“

Einmal ging das Gerücht, daß unsere Samellen hygienisch nicht einwandfrei seien. Es wurde eine Inspektion vorgenommen. Sie verlief im allgemeinen ohne viele Anstände. Aber Soldat Näf hatte „nootli“. Mit dem Fingernagel kratzte er vertrocknete Fidele, Reste von der Abendsuppe, vom Samellenboden und vom Deckel. Dann nahm er eine Handvoll Gras und zuletzt benützte er sein Schnupftuch und rieb und rieb, bis

das Geschirr nur so glänzte. Der Erfolg war überwältigend; aber das scharfe Auge des Hauptmanns hatte sein Tun wahrgenommen. „Aber Näf! - Wer wett jetzt au mit em Nastuech 's Koch- und Eßgeschier uusrybe? ... Ihr sind jetzt doch en Grüüfge!“ - „Her Hopma! - Säb ist schuull graad eeding! - 's Schnupftuech ist doch nomma suuber gsee!“

Näf hatte einen gesunden Appetit und war ein Dauereßer. Er sammelte die fetten Späzen und übriggebliebenen Brotbrocken, und jede Woche fand ein wohlgefülltes Säcklein seinen Weg nach dem Schöngengrund zur Freude seiner sechs aufwachsenden Buben. Auf Schüblig und Bratensauce war er besonders erpicht. In die Sauce machte er Brocken und aß sie mit dem Löffel wie Suppe. Eines Abends wurde eine Wette abgeschlossen. Näf sollte oder wollte in einer halben Stunde sechs Schüblinge essen. Sie sollten ihn nichts kosten und zudem bekam er einen halben Eiter Wein dazu. Die 30 Minuten verstrichen; aber der Esser brachte nur fünf Schüblinge hinunter. Er nahm den übriggebliebenen sechsten, schüttelte ihn und rief: „Ben i das gweßt hett, as i dy nomme möcht, hetti dy z'ersch gresse!“

Wir Soldaten veranstalteten unter uns einen literarischen Wettbewerb zur Erlangung eines typischen, urwüchsigsten Romans. Derselbe durfte jedoch nicht mehr als 200 Worte zählen. Der erste Preis betrug 20 Franken. Er fiel dem Ruchentiger und Erdöpfeljongleur Sonderegger zu und hatte folgenden Wortlaut:

„Im Tessin gibt es viele Latrinen. Die Stange, wo man sich darauf setzt, war von unten angesägt.“ Das sind 17 Worte. Die andern 183 Worte sprach der Befreite Zuberbühler, als er aus der Grube kletterte.